

Gaimh-Jahrestagung 2020 in Wien

Arbeitsgruppe Pränatale Psychologie

Wenn die «pränatalen» Monster immer wieder in den Alltag einbrechen-

Von der Zeugung an entwickelt sich das Ungeborene als wissender, mit seiner Umgebung in stetem Austausch lebender Mensch. Es macht ressourcenbildende und belastende Erfahrungen, die niedergeschrieben werden im Körpergedächtnis. In der Verbindung mit seiner Mutter, idealerweise auch mit seinem Vater erlebt das Ungeborene Glück und Unglück, Freude und Angst, Trauer und Wut.

Die Liebe in der Triade von Mutter, Vater und Kind nährt und kann den mit frühen belastenden Erfahrungen verbundenen Stress lindern oder sogar heilen.

In dieser ersten vulnerablen Phase machen Menschen aber häufig existentielle Erfahrungen. Es geht dann ums Überleben oder Sterben. Da die daraus resultierenden Muster überwältigend sind, entwickeln sich in der postnatalen Lebenszeit Dysfunktionen im vegetativen Nervensystem, die sich auf die Entwicklung und die Gesundheit im gesamten späteren Leben auswirken können. Es sind «pränatale Monster» entstanden, die immer wieder in ihrer existentiellen Dimension in unseren Alltag einbrechen.

Um Gründe für aktuelle Schwierigkeiten oder Störungen eines kleinen Kindes besser verstehen zu können, ist es deshalb wichtig, dass alle Berufsgruppen der frühen Hilfen die Zeit von der Zeugung bis zur Geburt in ihre Arbeit miteinbeziehen.

Daher sind wir interessiert an Ihren Erfahrungen in Ihrem Berufsfeld. Erkennen Sie solche Monster? Und gelingt es Ihnen sogar, solche Monster zu bändigen? Wie gehen Sie mit den Kindern und den Eltern oder nächsten Bezugspersonen um?

Protokoll zur Arbeitssitzung vom 6. Februar 2020

Nach einer kurzen Vorstellungsrunde der einundzwanzig anwesenden Personen führte Antonia Stulz ins Thema ein:

Die beiden Ag-Leiterinnen wollten mit ihren Inputs aufzeigen, wie Kinder und Jugendliche pränatale Erinnerungsmuster zum Ausdruck bringen, mit Mimik und Gestik, mit der Sprache, im Spiel.

Dabei ginge es um belastende Erinnerungen, aber auch um Ressourcenmuster.

Antonia Stulz erzählte sie Geschichte von Pierres riesigen Prüfungs- und Versagensängsten. Sie schilderte, wie er im therapeutischen Prozess zu der Aussage gefunden hatte, er müsse perfekt sein, sonst gehe die Welt unter und dabei darstellte, wie in den geringen Raum zwischen einer Baby-Puppenfigur und der sie umhüllenden Wollschlingen Farbstifte im Sinne von Speerspitzen eindringen.

Die Worte und die Darstellung liessen die in den Sitzungen anwesende Mutter die Geschichte von der Pränataldiagnostik in Pierres Schwangerschaft (inkl. Chorionzottenbiopsie) erzählen.

Der Junge begann seine Erinnerung zu verstehen. Im Jetzt suchte er für sich eine wunderschön geschmückten Elefantenfigur aus. Die Farbstifte als Stellvertreter der Speerspitzen seien jetzt offensichtlich nicht mehr so bedrohlich. Der Elefant könne sie zerstampfen. Und in der Therapie nahm er die Farbstifte und zerbrach sie alle.

Schon während der Fallvorstellung und im Anschluss fand eine rege Diskussion statt. Dabei wurden Hypothesen zur Fallgeschichte differenziert beleuchtet, erweitert und durch eigene berufliche Erfahrungen ergänzt.

Auf das brisante Thema der Pränataldiagnostik im Rahmen des gesellschaftlich aktuellen Diskurses, auf den Umgang mit Ängsten und Unsicherheiten während einer Schwangerschaft und dem Versuch, der feto-maternalen Medizin Verantwortung abzugeben, damit die zukünftigen Kinder möglichst perfekt auf die Welt kommen, wurde eingegangen. Dabei blieb Antonia Stulz der Satz hängen: Früher sind die Mütter guter Hoffnung gewesen. Und daraus die Frage, ob wir nicht alles daran setzen müssen, mit all unserem Wissen eine neue «reifere» Geburtskultur zu entwickeln, so und dass die jungen Familien in der Zeit der Schwangerschaft, nach der Geburt bis zur Einschulung ihrer Kinder in einer wohlwollend unterstützenden Gesellschaft gehalten sind.

Die 25. Jahrestagung der Gaimh nahm diesen Faden auf.

Amara Eckert fesselte unserer Aufmerksamkeit mit einer spannenden Power Point-Präsentation darüber, wie Kinder pränatale Themen im alltäglichen Spiel ausdrücken. So war zum Beispiel auf einem Bild ein Junge zu sehen, der versuchte in ein Fass zu klettern. Parallel zu den Abbildungen von Bewegungsmustern im Spiel zeigte sie Bewegungsmuster aus der embryonalen und fötalen Entwicklung.

Im Buch «Spiel(T)raum, Spielraum lassen» von H. Jessel hat Amara Eckert im Kapitel «Spielend ins Leben? -Prä- und perinatale Erfahrungen im kindlichen Spiel» die Ergebnisse einer Untersuchung von 18 Kinder im Alter zwischen vier und sieben Jahren dargestellt, die in einer Therapie waren (Psychomotorik, Ergotherapie, Logopädie, Heilpädagogik, Sozialarbeit). Es wird gezeigt, wie diese Kinder ihre traumatischen frühen Erfahrungen in der Therapie zum Ausdruck gebracht haben.